



Private Views – Kunst im öffentlichen Raum Revisited.

Teil des Projektes „Keep in Contact – Kultur Niederösterreich Freihaus“
der Abteilung Kunst und Kultur des Landes Niederösterreich, April 2020

Revisited: Kunst im öffentlichen Raum Niederösterreich
<http://publicart.at/>

Franziska Leeb

Mehr Kunst im Wohnbau, bitte!

Wenn ein Virus dazu zwingt, zu Hause zu bleiben und die Möglichkeiten der Freizeitbeschäftigung limitiert sind, erfährt das gute alte Spazierengehen ohne Ziel wieder eine Renaissance. Kein Spielplatz, kein Museum steht zum Zeitvertreib offen, um zwischendurch ohne viel Aufwand an die frische Luft zu kommen, schlendern wir also durch die Stadt. Das ist zunächst unglaublich fad für einen Elfjährigen, der dann allerdings von sich aus beginnt, aus der Not eine Tugend zu machen und mangels anderer Ablenkungen und Attraktionen das Stadtbild kommentiert. Wir „lesen“ Fassaden, lästern über Scheußlichkeiten und es tauchen viele Fragen auf. Zum Beispiel jene, wer entscheidet, ob ein Wohnhaus mit einem Kunstwerk ausgestattet wird und ob Kunst dann kommt, wenn es der Architektur an Schönheit mangelt. Den Anlass für die Frage bieten Gemeindebauten aus den 1950er-Jahren. Denn sie sähen zwar – im Vergleich zu den Häusern aus der Gründerzeit oder der Zwischenkriegszeit – ärmlich aus, befindet das Kind, aber „es gäbe wenigstens überall Kunst“, was bei den meisten neuen Wohnhäusern nicht mehr so sei. In der Neustiftgasse entdecken wir zum Beispiel ein Fassadenmosaik, auf dem wir von Schiffen über die Eisenbahn bis hin zu Flugzeugen verschiedene Transportmittel und Menschen unterschiedlicher Hautfarben erkennen. Leicht ist dechiffrierbar, dass es sich um eine Darstellung von weltweiten Verflechtungen handeln muss, eine schlichte Veranschaulichung der Globalisierung aus einer Zeit, als der Begriff noch nicht in aller Munde war, als Phänomen aber bereits seit einem Jahrhundert vorhanden war und die Welt verändert. „Welthandel“ ist der Titel des Fassadenbilds von Josef Stoitzner-Millinger aus dem Jahr 1956 finden wir zu Hause heraus und hören parallel dazu in den Nachrichten, wie sehr Covid-19 den globalen Handel derzeit ins Wanken bringt. Ein Stück weiter, aus der gleichen Zeit, ein Fassadenmosaik von Walter Behrens „Das Zelt des Kara Mustapha“. Das ist zwar nie dort gestanden, aber gibt Anlass sich zu erinnern, was man in der Volksschule über die Zeit der Osmanenkriege gelernt hat. Und so geht es weiter durch den Bezirk und sein Freilichtmuseum an den Wänden der Wohnbauten.





Die Anfrage der Kulturabteilung, sich mit der Sammlung der Kunst im öffentlichen Raum Niederösterreichs auseinanderzusetzen gibt Anlass, sich auf die Spuren der Kunst im niederösterreichischen Wohnbau zu machen.

Wo finden wir sie? Was fällt spontan ein? Wander Bertoni, der auch einige Wiener Wohnanlagen mit Skulpturen bereicherte, schuf Anfang der 1950er-Jahre eine Wasserrutsche für den Spielplatz in der Werksiedlung des Perlmooser Zementwerks in Mannersdorf (Architekt Roland Rainer). Einst mündete sie in einem kleinen Bassin. Wasserbecken in Wohnanlagen, das geht seit Jahrzehnten gar nicht mehr. Die Bertoni-Rutsche sticht heute in den Rasen des zugeschütteten Beckens, ist ihrer Funktion beraubt und wirkt wie ein Grabmal für die Freiheiten und Anregungen, die Kinder einst auf den Spielplätzen der Wohnanlagen erfahren durften. Ein ähnliches Schicksal ereilte zahlreiche Wiener Spielplastiken der 1950er- bis 1970er-Jahre von Künstlern wie Josef Seebacher-Konzut, Susanne Peschke-Schmutzer, Josef Schagerl und vielen anderen. Heute sind Spielplätze genormt, sehen aus wie Trainingsparcours des Militärs oder deren verniedlichte Miniaturversionen und werden aus den Katalogen einiger weniger Produzenten geordert. Kunst zum Spielen ist passé, seit Normen und Paragraphen die Spielplätze formen.

Zumindest informelle Spielgelegenheiten bot der Künstler Karl-Heinz Klopff im Freiraum einer Wohnhausanlage in Hollabrunn an. Das 1994 umgesetzte Konzept besticht in seiner Klarheit und seinem Potenzial, einen Zwischenraum, der wohl ohne künstlerische Intervention ein von Abstandsgrün gesäumter asphaltierter geradliniger Weg geworden wäre, zu einem unverkennbaren Ort mit Aufenthaltsqualität zu machen. Es entstand ein Platz, dessen gekurvte Ränder am Übergang zu den Rasenrabatten vor den Baukörpern von niedrigen Relings, in die er die Platzbeleuchtung integrierte, gesäumt wurden. Fünf kreisrunde grasbewachsene Hügel unterschiedlicher Größe dienen auf der langgestreckten zweifach taillierten Fläche zwischen den beiden Baukörpern nicht nur als gliedernde Elemente, sondern auch als informelle Spielgelegenheiten für die Kleinen. Sogar auf die Farbe der Fassaden (weiß) konnte Karl-Heinz Klopff Einfluss nehmen, womit sich mit dem Grün der Hügel und dem Rot der geschwungenen Lichtrohre, die auch als Sitzstangen zu verwenden waren, ein harmonisches Ensemble von hohem Charme bildete. Ich wähle die Vergangenheitsform, nach zwanzig Jahren wurde dem Eintrag in der Datenbank publicart.at der Zusatz „Projekt nicht mehr vorhanden“ hinzugefügt. Er habe keine Probleme damit, wenn sich Anforderungen im Lauf der Jahre so ändern, dass ein Kunstprojekt weichen muss, betont Karl-Heinz Klopff. Schade ist es dennoch, dass die ursprüngliche Konzeption nur noch fragmentarisch erhalten ist. Denn Freiraumgestaltungen auf diesem Niveau sind im Wohnbau äußerst rar geworden.

Im gleichen Jahr verhalf Barbara Holub dem Innenhof einer Wohnhausanlage in Krems-Weinzierl ebenfalls zu einer höheren Qualität als Bewegungs- und Aufenthaltsraum. Entlang einer gekurvten rotbraunen Asphaltfläche ordnete sie drei Wände aus Glasbausteinen an. Sie nehmen von einer zur anderen an Länge und Höhe zu und bilden durch ihre gegeneinander



leicht versetzte und verschwenkte Stellung eine Zugangs- und Schwellensituation zu den Hauseingängen aus. In Augenhöhe sind in jede Wand mehrere Glasobjekte eingesetzt, deren in Siebdruck aufgebraute Blenden entgegen der optischen Gesetze vom geschlossenen, unscharfen Zustand in den geöffneten, scharfen bewegen. Treffender könnte man die Ambivalenzen zwischen Schutz und Sichtbarkeit, zwischen Grenze und Öffnung kaum thematisieren.

In der Nähe entstand zwei Jahre später innerhalb des Programms der Kunst im öffentlichen Raum eine weitere Intervention in einer Wohnanlage. Das Künstlerarchitekten-Duo Eichinger oder Knechtel wurde mit einer Lärmschutzwand beauftragt, um die den Lärmemissionen des Bahnverkehrs ausgesetzte mittige Gasse des Wohnpark Landersdorf abzuschirmen. Zwischen die Zu- und Abluftbauwerke der Tiefgarage spannten sie einen gläsernen Paravent, der nicht nur den Schall, sondern auch den Wind abhält und im Wechselspiel von blauen und klarsichtigen Feldern einen Sichtfilter bildet, ohne die Aussicht zu den Weinhängen ganz auszublenden.

Es blieb bis dato bei diesen drei dauerhaften Projekten, von denen eines bereits ein Opfer des Laufs der Zeit wurde. Vielleicht liegt es daran, dass die Kunst im Wohnbau ein härteres Pflaster ist als bei öffentlichen Bauten und Plätzen. Sie läuft Gefahr in den Verdacht zu geraten, das Wohnen zu verteuern, wenn sie laufender Pflege bedarf und es braucht neben dem Willen der Bauträger auch die Akzeptanz der Bewohnerschaft, die hier ihren Lebensmittelpunkt hat. Auffallend ist, dass die drei Arbeiten aus 1990er-Jahren Defizite beheben, die auch architektonisch oder landschaftsplanerisch zu lösen gewesen wären. Besteht also die Gefahr, dass Künstlerinnen und Künstler missbraucht werden, um Planungsfehler zu kaschieren? Ja, meine ich, nicht zuletzt deshalb, weil die Kunst ein Umfeld verdient, das ihr ebenbürtig ist und nicht systematisch zur Retterin in der Not werden darf. Nicht unbedingt, meint Karl-Heinz Klopff. Gebäude oder städtebauliche Situationen böten ein ähnliches Potenzial wie die Leere eines Zeichenblattes. Es gelte zu erkennen, was fehlt und daraus etwas zu entwickeln, was den Ort bereichert. Nicht immer ist das Fehlende so evident, wie in einer Siedlung, wo eine städtebaulich falsche Anordnung hunderte Bewohner dem Bahnlärm aussetzt. Oft sind es kleinere Achtlosigkeiten wie zum Beispiel ungestaltete Durchgänge, die durch Kunst gewinnen können.

Die Misere der oft belanglosen und manchmal auch lieblosen Siedlungsfreiräume legt nahe, dass die Architekturbüros häufig viel zu sehr in den Zwängen der Vorgaben der Bauträger, Richtlinien und Normen gefangen sind und dadurch die Feinheiten aus dem Fokus geraten, die einem Ort Attraktivität und Schönheit verleihen. „Ich laufe Gefahr, sozusagen auf fachmännische Weise zu verdummen. Ich denke, aber ich denke nur noch innerhalb gewisser Grenzen, innerhalb der Konvention“, lässt Max Frisch im Hörspiel „Der Laie und die Architektur“ den Architekten sagen. Mehr Interdisziplinarität tut einem Bauprojekt immer gut. Egal ob in der Zusammenarbeit mit Soziologen, Landschaftsarchitekten oder Künstlern –



stets entsteht ein Mehrwert, der schwer zu beziffern aber spürbar ist und die Stimmung in einem ganzen Quartier positiv stimulieren kann.

Wenn der Alltag Abwechslung zwischen Wohnung, Arbeitsplatz, Schule, Sportverein, Kulturgenuss und Gasthausbesuch bietet, mag es sein, dass ein Mensch genug positive Raumerlebnisse erfährt, um die Mängel im eigenen Wohnumfeld weniger intensiv wahrzunehmen. Wie wichtig es aber plötzlich wird, wie wohl wir uns in unseren vier Wänden und ihrer nächsten Umgebung fühlen, wurde in den vergangenen Wochen evident, wo wir sie nur ausnahmsweise verlassen sollten und alles geschlossen war, was unter normalen Umständen für Abwechslung, Wohlbefinden und geistige Anregung sorgt. Es zeigt sich nun so sehr wie nie zuvor, was in unseren Siedlungen seit Jahrzehnten falsch läuft. Balkone, die zu klein sind, um mit der Familie im Freien zu essen, Gemeinschaftsräume, die zu unattraktiv sind, um dort einander – allenfalls mit hygienisch notwendigem Abstand – nachbarschaftlich begegnen zu können und Freiflächen, die nicht dazu einladen, sie zu benutzen. Nicht alle können sich auf das Rennrad schwingen oder die Laufschuhe schnüren, um sportlich der Enge zu entfliehen, jetzt nicht und auch nicht dann, wenn alles vorbei sein wird. „Wenn ich aus meiner Wohnung gehe und nach wenigen Schritten den Ku'damm erreiche, weitet sich mein Herz“, sagte einst Literatur-Nobelpreisträger Imre Kertész in einem Zeitungsinterview. Ist dieses Glück jenen, die in einer geförderten Mietwohnung in der Provinz leben nicht zumutbar? Muss leistbares Wohnen (so lautet heute der Begriff für Wohnungen, die so billig aussehen, dass der Mieter gar nicht auf die Idee kommen kann, zu viel dafür zu bezahlen) mit dem Verzicht auf jeglichen Kulturanspruch einhergehen?

Die Kunst kann die Mängel von bereits Gebautem höchstens kaschieren. Und doch bleibe ich bei meinem Wunsch, ja der Forderung, nach mehr öffentlicher Kunst im Wohnbau, konkret im (aus Steuergeldern!) geförderten. Nicht, um Unhübsches zu dekorieren oder über den minderen Wert billiger Kisten zu hinwegzutäuschen. Sondern als Bereicherung, als Anregung, als Beitrag zum Miteinander. Im Idealfall ist ihre Entstehung begleitet von einem partizipativen Prozess, der nicht nur die am Bau Beteiligten, sondern auch die künftigen Bewohnerinnen und Bewohner miteinschließt.